

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

N^o 36. 1897.

Ein falsches Signal.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

3.

(Nachdr. verboten.)

Es war am zehnten Tage nach dem Unfall in seiner Druckerei, als Hartmann die unbequeme, gewundene Treppe eines alten Hinterhauses in der kurzen Straße emporstieg. Man hatte ihm unten gesagt, die Wohnung der Wittve Werner läge im dritten Stock, und da fand er auf einem kleinen, zersprungenen Porzellschild denn auch wirklich den gesuchten Namen. Eine kleine, kräftlich aussehende, früh gealterte Frau öffnete ihm die Thür und gab sich auf seine Frage als Frau Werner zu erkennen. Als er ihr seinen Namen nannte, gerieth sie ob der unerwarteten Ehre in große Verwirrung und nöthigte ihn unter vielen Komplimenten in die Wohnstube, welche nur auf dem Wege durch die Küche zu erreichen war. Obwohl Hartmann absichtlich vermied, sich neugierig umzuschauen, konnte ihm doch nicht entgehen, daß bei der äußersten Einfachheit hier Alles freundlich und sauber war. Und als er dann die Schwelle des von hellem Sonnenschein durchflutheten zweifelhafte Wohnzimmers überschritt, zeigte sich ihm ein Bild von wahrhaft herzerfreuender Anmuth und Lieblichkeit. Neben einem kleinen Blumentisch aus Korbgeflecht vor dem mit weißen Gardinen geschmückten Fenster hob sich, von goldigem Licht umflossen, Martha Werner's feines Köpfchen zart von dem hellen Hintergrund ab, schöner und vornehmer, als es während dieser zehn Tage, seitdem er sie nicht gesehen, in seiner Erinnerung gewesen war.

Das junge Mädchen trug die verbundene Hand noch in einer schmalen Schlinge; aber ihre Wangen waren röthlicher, als an jenem Unglückstage, und kein Zug des Leidens mehr war auf ihrem Gesicht. Sie war in ein Buch vertieft, das vor ihr auf dem Nähtischchen lag, und hatte das Anschlagen der Klingel wohl überhört, da sie erst auf den freundlichen Gruß des Eintretenden hin von ihrer Lektüre aufblickte. Zäh veränderte sich der Ausdruck ihres Antlitzes, als sie ihn erkannte. Ihre feinen Nasenflügel bebten, und eine herbe Linie, die bisher nicht dagewesen war, erschien an ihren Mundwinkeln.

„Ich komme, mich einmal selbst nach Ihrem Befinden zu erkundigen, liebes Fräulein,“ sagte Hartmann, als ob er nichts von dem plötzlichen Wechsel wahrgenommen hätte. „Die Voraus-



Uraniasäule in Berlin. (S. 233)

lung Ihrer Hand hat sich hoffentlich als richtig bewährt."

"Ja," erwiderte sie, wenn auch nicht gerade unfreundlich, so doch in einem Tone scheuer Zurückhaltung, der vielleicht noch verletzender für ihn war. "Ich befinde mich ganz wohl, und es ist wirklich nicht nöthig, daß Sie sich wegen eines so unbedeutenden Vorfalles in eigener Person hier herauf bemühen."

"Es ist nur meine Pflicht," gab er ruhig zurück. "Auch hatte ich noch eine weitere Veranlassung zu diesem Besuch. Sie haben mir den kleinen Geldbetrag zurückgeschickt, den ich Ihnen vor drei Tagen übersandte. Darf ich fragen, aus welchem Grunde?"

"Wie hätte ich eine Bezahlung annehmen können, ohne irgend welche Arbeit dafür geleistet zu haben? Ich habe keinen Anspruch auf dies Geld, Herr Hartmann!"

"Doch, Sie haben ihn. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich nur die Bestimmungen des Gesetzes erfülle."

"Aber die Summe, welche Sie mir schickten, war größer als der bedungene Wochenlohn. Ohne Zweifel meinten Sie es gut, indem Sie uns eine Wohlthat erweisen wollten. Aber wir nehmen keine Almosen."

"Es thut mir leid, Fräulein Werner, daß Sie es so auffassen," versetzte er. "Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, als ich Ihnen eine Entschädigung schuldig zu sein glaubte für die Schmerzen, die Ihnen aus Ihrer Thätigkeit für mich erwachsen waren."

Martha schürzte ein wenig die Oberlippe, und in ihren Augen blitzte es eigenthümlich auf, während sie rasch entgegnete: "Ihr Vermögen und die Einkünfte Ihres Geschäftes würden nicht ausreichen, wenn Sie es zum Grundsatze erheben wollten, solche Entschädigungen zu zahlen. Und doch hätte ich das Geld nur annehmen können, wenn es sich dabei nicht um eine Ausnahme, sondern um eine feststehende Regel gehandelt hätte. So lange sich Keiner von den reichen Leuten um jene Schmerzen der Armen kümmert, die darum nicht geringer sind, weil kein Blut dabei fließt und keine augenfällige Wunde das Mitleid herausfordert — so lange man uns kämpfen und leiden und zu Grunde gehen läßt, ohne auch nur einen Finger zu rühren — so lange werden Geschenke gleich dem Ihrigen in meinen Augen schimpfliche Almosen bleiben, die ich selbst im Augenblick des Verhungerns noch mit Entrüstung zurückweisen würde."

"Aber Martha — Kind — um Gottes willen — Du weißt ja nicht, was Du redest," fiel Frau Werner mit verzweifelt erhobenen Händen ein.

Hartmann aber winkte ihr beruhigend zu und sagte noch milder, als zuvor: "Ich glaube den Gedankengang zu verstehen, der Sie bis zu solchen Schlüssen führt, mein liebes Fräulein; aber ich halte mich eben deshalb auch für berechtigt, Ihnen zu erwidern, daß Sie Unrecht daran thun, einen Einzelnen entgelten zu lassen, was Sie der Gesamtheit vielleicht mit Recht zum Vorwurf machen dürfen. Man muß fürwahr sehr schmerzliche Erfahrungen gemacht haben, wenn man schon in Ihren jungen Jahren so voll Bitterkeit und tiefen Grolles sein kann. Ich habe kein Recht, mich in Ihr Vertrauen zu drängen und Sie zu fragen, von welcher Art diese Erfahrungen gewesen sind. Aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich auch dem verhängnißvollen Mißgriff in der Wahl Ihrer letzten Erwerbsthätigkeit einen wesentlichen Antheil beimeße an Ihrer gereizten Stimmung. Es war eine durchaus unangemessene Beschäftigung, für welche Sie sich da entschieden hatten, und Sie mußten sich nothwendig unglücklich fühlen in dem aufgezwungenen engen Verkehr mit Personen, die in jeder Hinsicht unter Ihnen stehen."

"Das ist es ja, was ich meiner Martha tausendmal gesagt habe, verehrter Herr Hartmann," jammerte die Wittve, "aber seitdem das schreckliche Unglück mit ihrem Bruder geschehen ist, läßt sie ja ganz und gar nicht mehr mit sich reden. Als wenn sie es nöthig gehabt hätte, eine gewöhnliche Arbeiterin zu werden. Ich will mich nicht rühmen, denn ich habe ja am Ende nichts weiter gethan, als meine Pflicht. Aber ich darf es doch aussprechen, was ich in unserer traurigen Lage noch für meine Kinder thun konnte. In eine vornehme Schule konnte ich sie freilich nicht schicken, während wir an dem Nothwendigsten Mangel litten; aber ich konnte ihnen doch beibringen, was ich selber in meiner Jugend gelernt hatte. Und das war gar nicht so wenig, denn ich bin aus gutem Hause. Und es waren zwei brave, fleißige Kinder, die immer viel lieber hinter ihren Büchern saßen, als daß sie sich mit den Anderen draußen auf der Straße umhertrieben. Ich sage Ihnen, verehrter Herr Hartmann, meine Tochter weiß viel mehr als manche vornehme Dame."

"Das ist ein Irrthum, den Du endlich aufgeben solltest, Mutter," fiel ihr Martha in die Rede. "Ich habe wohl von diesem und jenem einen Brocken erhascht; aber ich habe nichts ordentlich und gründlich gelernt. Alles, was ich weiß, ist armseliges Stückwerk und viel zu gering, um mich zu irgend einem Beruf tauglich zu machen. Ehe ich mich aber noch einmal als ein sogenanntes Kinderfräulein vermiethe, um wie die niedrigste Sklavin vom Morgen bis in die Nacht alle Härten und Launen gleichgültiger und hochmüthiger Menschen zu ertragen, gehe ich wieder als einfache Arbeiterin in eine Fabrik, wo ich mich doch wenigstens nach volbrachtem Tagewerk als meine eigene Herrin fühlen kann."

Ein so herber Stolz und eine so unbeugsame Entschiedenheit klangen aus ihren Worten, daß Hartmann keinen weiteren Widerspruch versuchte. Er wandte sich vielmehr an Frau Werner und fragte: "Sie haben Ihren Mann schon vor längerer Zeit verloren?"

"Ach ja, es sind nun bald sechs Jahre, daß er todt ist. Aber — so herzlos es klingen mag — es wäre wahrhaftig besser für uns gewesen, wenn er schon früher gestorben wäre. Denn er war uns in der letzten Zeit seines Lebens nur noch eine schwere Last. Er hatte sich das Trinken angewöhnt, Herr Hartmann, und im Delirium ist er gestorben."

"Mutter!" mahnte Martha vorwurfsvoll, und mit erglühenden Wangen fuhr sie, zu dem Besucher gekehrt, fort: "Dies Alles hat ja für Sie sicherlich nicht das geringste Interesse; aber nachdem Sie die schwere Anlage gehört haben, die da gegen meinen armen Vater erhoben worden ist, müssen Sie auch erfahren, wie er dahin gekommen ist, eine schwere Last für seine Angehörigen zu werden. Die Grausamkeit und Unbarmherzigkeit der Menschen hat ihn zu Grunde gerichtet, und weil er nirgends mehr Trost und Mitleid finden konnte, suchte er seine Verzweiflung zu betäuben, wie es eben ging. Sie werden das wahrscheinlich nicht als eine Entschuldigung gelten lassen, denn wer sein ganzes Dasein in Wohlhabenheit und Ueberfluß zugebracht hat, kann sich wohl kaum vorstellen, wie es im Herzen der Elenden ausfieht. Und meine Mutter hat Ihnen das Schlimmste noch nicht einmal gesagt. Ich lernte meinen Vater erst kennen, als ich zwei Jahre alt war, denn bis dahin hatte er — im Gefängniß gesessen."

Hartmann unterbrach sie durch eine abwehrende Handbewegung. "Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, Fräulein Werner! Ich möchte nicht gern etwas erfahren, das nicht das Vertrauen, sondern nur die Erregung des Augenblicks Sie offenbaren läßt."

"O, ich mache gegen Niemand ein Geheimniß daraus, daß ich die Tochter eines mit zweijährigem Gefängniß bestraften Mannes bin. Denn ich schäme mich meines Vaters nicht trotz seines sogenannten Verbrechens. Er wurde verurtheilt, weil er in seiner Eigenschaft als Eisenbahnbeamter durch eine Veräußerung den Unfall verschuldet hatte, bei welchem vor mehr als achtzehn Jahren auf dem Bahnhofe zu Neustadt mehrere Reisende ihr Leben verloren. Aber die Nacht, in welcher dieses Schreckliche geschah, war dieselbe Nacht, in der meine Mutter mit dem Tode rang. Er wurde an ihr Lager gerufen, das der Arzt selbst für ihr Sterbebett hielt; aber er konnte nicht kommen, weil der Dienst es ihm verbot. Da hatten sich, wie er uns später oft erzählte, für einen Moment seine Gedanken verwirrt, und es war eine furchtbare Schicksalsfügung, daß gerade dieser eine Moment entscheiden mußte über das Leben von so und so viel Menschen. Ein falsches Signal, das er in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit gegeben — das war sein Verbrechen! Begreifen Sie es nun, daß ich mich nicht scheue, davon zu reden?"

Der Druckereibesitzer hatte einmal, während sie sprach, eine hastige Bewegung gemacht, als ob er von seinem Stuhle auffahren wollte. Er hatte sich aber schnell beherrscht und sah nun wieder ganz so ernst und so ruhig aus wie zuvor.

"Das Eisenbahnunglück zu Neustadt geschah am 11. Januar 1873, nicht wahr?" fragte er, als die Sprechende innehielt, und mit unverhehltem Erstaunen sah Martha zu ihm auf.

"Ja. Sie haben also bereits davon gehört?"

Er neigte bestätigend das Haupt, und als ob er einem weiteren Ausdruck ihrer Verwunderung zuvorkommen wollte, sagte er rasch: "Und diese Bestrafung ist es gewesen, welche Ihres Vaters Zukunft zerstört hat, Fräulein Werner?"

"Ich habe ihn nicht anders gekannt, als einen gebrochenen Mann. Und ich habe, als ich heranwuchs, aus seinem Munde oft genug die Geschichte des schrecklichen Verzweiflungskampfes gehört, den er um unfertwillen geführt hatte, bis seine Kräfte ganz erlahmten. Daß er nach seiner Entlassung im Eisenbahndienst nicht wieder angestellt werden konnte, war am Ende natürlich; aber daß er in den Augen der Menschen für einen Ausgestoßenen und Geächteten galt, daß ihm Niemand länger Brod und Beschäftigung gewähren wollte, der von seinem Aufenthalt im Gefängniß erfuhr, daß man ihn von Thür zu Thür jagte, als ob er mit einer schrecklichen, ansteckenden Krankheit behaftet gewesen wäre — das war weder natürlich noch menschlich, sondern es war ungerecht, unbarmherzig und schlecht. Es war eine Strafe, die viel zu hart gewesen wäre selbst für einen Räuber und Mörder."

"Ja, das ist wahr," bestätigte die Wittve schluchzend. "In den ersten Jahren hat er's nicht an rechtthaffenen Bemühungen fehlen lassen, sich wieder eine anständige Existenz zu schaffen, und es war traurig genug, daß er immer wieder entlassen wurde, nur weil man keinen bestraften Menschen haben wollte. — Aber das ist ja nun einmal der Lauf der Welt, und ich meine immer, das Trinken hätte er sich darum doch nicht anzugewöhnen brauchen."

Als hätte sie diese letzte Bemerkung ihrer Mutter nicht gehört, fuhr Martha, den Besucher jetzt fest und furchtlos ansehend, fort: "Nun wissen Sie, Herr Hartmann, von welcher Art die Erfahrungen gewesen sind, die mich feindselig und mißtrauisch gemacht haben gegen alle reichen Leute. Aber Sie können darnach doch wenigstens versuchen, sich eine schwache Vorstellung von den Leiden zu machen, die meine und meines Bruders Kindheit erfüllten."

„Und dieser Bruder — auch er ist bereits gestorben?“

Wie eine dunkle Wolke legte es sich auf des Mädchens schönes Gesicht. Herz schlossen sich für einen Moment ihre Lippen. Da sie aber sah, daß die Mutter Miene machte, eine thränenreiche Geschichte zu erzählen, sagte sie, um es zu verhindern, kurz und mit einem beinahe rauhen Klang der sonst so weichen Stimme: „Ja, er brach in einer Winternacht durch das Eis des Kanals, auf das er sich gewagt hatte, und ertrank. Ich wollte wahrhaftig, daß ich an seiner Stelle gewesen wäre!“

Da tönte es zum ersten Male wie ernster Vorwurf aus Hartmann's Worten: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Es sind Feiglinge, die es nach dem Tode verlangt, obwohl sie jung und stark genug wären, den Kampf gegen ein anscheinend feindliches Schicksal zu führen. Und weil ich weiß, daß Sie nicht feig sind, glaube ich auch nicht, daß es Ihnen ernst ist um ein solches Begehren. Sie sind nur gereizt und verbittert durch die schlimmen Eindrücke Ihrer Jugend, und ich hoffe, daß Sie in einem befriedigenden Wirkungskreise bald die Lebensfreude wiederfinden würden, die für Ihre Jahre natürlich ist.“

„In einem befriedigenden Wirkungskreise?“ wiederholte sie ironisch. „Als wenn es nur auf meinen guten Willen ankäme, mir den zu schaffen!“

„Gewiß! Ihr guter Wille ist dabei das hauptsächlich Entscheidende. Es gibt viele junge Mädchen, die als Buchhalterinnen und Korrespondentinnen in kaufmännischen Geschäften in auskömmlicher Weise ihren Unterhalt gewinnen. Wollen Sie es nicht nach Ihrer Wiederherstellung gleichfalls damit versuchen?“

„Ich habe nicht Kenntnisse genug, als daß ich mich um einen solchen Posten bewerben dürfte.“

„Aber Sie würden sich in einer kurzen Lehrzeit aneignen können, was Ihnen jetzt noch fehlt. Ich bin dessen so sicher, daß ich mich unbedingt erbiete, Sie für das Comptoir meiner Druckerei zu engagiren.“

„Das heißt, Sie würden es aus Barmherzigkeit thun. Ich danke Ihnen, Herr Hartmann; aber das wäre ja nur ein Almosen in anderer Form.“

Er neigte sich ein wenig vor und sah ihr mit einem warmen Blick in die Augen. „Fällt es Ihnen wirklich so schwer, Ihr feindliches Mißtrauen gegen mich zu überwinden? Ich verspreche es Ihnen, daß es sich nur um eine Probezeit handeln soll, die Sie beenden können, sobald es Ihnen beliebt. Mein Prokurist Steinhäuser wird Sie in die Geheimnisse des kaufmännischen Berufes einführen, und Sie werden ohne Zweifel bald erkennen, daß diese Geheimnisse nicht so schwer zu durchdringen sind, als Sie jetzt glauben.“

Es war etwas Zwingendes in seiner ruhigen, ehrlichen, mannhaften Weise, und als sie nun vollends das verklärte Leuchten im Gesicht ihrer Mutter sah, gab Martha nach.

„Unter dem Vorbehalt, den Sie mir aus freien Stücken bewilligt haben, nehme ich Ihren Vorschlag an, Herr Hartmann. Aber Sie dürfen mich später nicht undankbar nennen, wenn es bei einem kurzen Versuch sein Bewenden haben sollte.“

Mit blechernem Klange schlug nebenan in der Küche die Glocke an, und als ob sie froh sei, einer peinlichen Situation zu entrinnen, schlüpfte Martha eilig hinaus, um zu öffnen. Nach Verlauf von zwei Minuten kehrte sie zurück; doch nicht mehr allein, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, der vielleicht fünf- undzwanzig Jahre alt und wie ein-geradeswegs von der Arbeit kommender Handwerker gekleidet war. Auch in diesem einfachen Anzuge und

trotz seiner eher schwächtigen als kraftvollen Gestalt konnte der Eintretende mit seinem lockigen schwarzen Haar und mit dem fecken Schnurrbartchen auf der Oberlippe für einen hübschen Menschen gelten. Er warf einen raschen, nicht eben freundlichen Blick auf den Fremden und sagte, indem er Frau Werner mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten die Hand reichte: „Entschuldigen Sie, wenn ich ungelegen komme! Aber ich wollte Ihnen nur im Vorbeigehen guten Tag sagen und kann mich gleich wieder entfernen, falls ich störe.“

Die Wittve war dem Anschein nach gar nicht abgeneigt, ihn in Bezug auf dies letztere Anerbieten beim Wort zu nehmen; Martha aber kam ihrer Erwiderung zuvor.

„Du störst uns durchaus nicht, Otto! Herr Hartmann wird gewiß nicht wünschen, daß wir Dich feinetwegen fortschicken.“ Und mit einer vorstellenden Bewegung gegen den Genannten hin fügte sie hinzu: „Herr Otto Rotermund — ein Jugendfreund meines verstorbenen Bruders.“

„Und der Deinige, wie ich hoffe,“ ergänzte der junge Mann mit einem Nachdruck, der durch die Situation nicht gerade unbedingt geboten schien. „Sie sind wahrscheinlich der Besitzer der Druckerei, in der Fräulein Martha Werner verunglückt ist.“

„Allerdings,“ antwortete Hartmann kühl, sichtlich unangenehm berührt durch den dreisten, fast herausfordernden Ton der Frage. Und indem er gleichzeitig nach seinem Hut griff, wandte er sich gegen Martha: „Es bleibt also bei unserer Verabredung?! Ich erwarte Sie, sobald Sie vom Arzt die Erlaubniß dazu erhalten, in meinem Comptoir, und ich hoffe um Ihre Willen, daß es recht bald geschehen kann.“

Er bot ihr die Hand, die sie nur für einen flüchtigen Moment berührte, ohne dabei die Augen zu ihm zu erheben. Dann grüßte er den jungen Handwerker mit einem leichten Neigen des Kopfes und wandte sich, von Frau Werner begleitet, zum Gehen. Die Wittve wollte ihn draußen mit einer ganzen Fluth wortreicher Dankfagungen überschütten; aber er wußte ihr auf freundliche Art zu wehren und drückte ihr, schon auf der Schwelle stehend, zwei Goldstücke in die Hand.

„Es ist der rückständige Lohn Ihrer Tochter,“ sagte er, „aber es wird vielleicht besser sein, wenn Sie ihr nichts davon sagen.“

Frau Werner fühlte sich offenbar vollkommen frei von den Bedenkllichkeiten, welche das junge Mädchen zur Ablehnung des Geldes bestimmt hatten; denn sie nahm es mit einem sehr demüthigen Dankeswort entgegen und ließ es sich nicht nehmen, den Besucher bis an die erste Treppenstufe zu begleiten.

„Es war uns eine große Ehre, Herr Hartmann — eine sehr große Ehre. Und wenn irgend Jemand etwas aus diesem unberechenbaren Mädchen machen kann, so sind Sie es — Sie ganz allein.“

Es kostete ihn einige Mühe, endlich loszukommen, und als er bereits das erste Stockwerk erreicht hatte, hörte er noch, daß die Wittve ihm Verschiedenes nachrief, was er nicht verstand. Sein Gesicht aber war noch ernster als sonst, während er die Schritte nach seinem einfachen Junggesellenheim zurücklenkte, und wiederholt sprach er ganz gegen seine Gewohnheit halblaut vor sich hin: „Daß sie die Tochter gerade dieses Mannes sein muß! Aber ich darf sie es nicht entgelten lassen — es ist ja nicht ihre Schuld.“

(Fortsetzung folgt.)

Uraniasäule in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 281.)

Seit dem Frühjahr 1892 sind auf den Straßen und Plätzen Berlins elegante, aus Eisen hergestellte Säulen aufgestellt, die gleichzeitig einem wissenschaftlichen und einem praktischen Zwecke dienen.

Es sind die nach der Urania-Uhren- und Säulengesellschaft benannten Uraniasäulen (siehe das Bild auf S. 281). In ihrem Obertheil befinden sich Uhren, welche die ortsübliche Tageszeit und die europäische Normalzeit zeigen, während ein Apparat zwischen ihnen die jeweiligen Mondphasen in plastischer Form angibt. Weiter unten sind verschiedene bemerkenswerthe und interessante Einrichtungen, vor Allem das meteorologische Instrument, das nach dem Dr. Ahmann'schen System von Außenluft umspült wird und dadurch eine Gewähr für Zuverlässigkeit gibt. Dieser wissenschaftlich-elektrische Theil steht unter Aufsicht des Elektrotechnikers Dr. v. Orth. Eine besondere Bestimmung haben die Säulen ferner als Plakatanzeiger in der originellen und wirkungsvollen Weise, daß sie geschäftliche Abbildungen mittelst eines Walzenwerks in regelmäßiger Folge vor den Augen des Publikums erscheinen lassen — eine ebenso gefällige wie wirkungsvolle Art der Reklame.

Parthie aus der Schlucht des Frazerflusses in British-Kolumbia.

(Mit Bild auf Seite 284.)

Im Osten der kanadischen Provinz British-Kolumbia erhebt sich das Felsengebirge, dessen höchster Gipfel nahezu 5000 Meter erreicht; mit ihm parallel laufen im Westen die Selkirk Mountains und die erzeiche Gold-Ränge. Steil von der an tiefeingeschnittenen Fjorden reichen Küste steigt bis zu 2200 Meter Höhe das Kaskadengebirge auf, vom Frazerflusse in tiefer Schlucht durchschnitten. In diese Schlucht gewährt uns das Bild auf S. 284 einen Blick. Man ersieht daraus, daß diese nordwestamerikanischen Gebirgslandschaften, die erst durch den Bau der kanadischen Pacificbahn zugänglich geworden sind, an Großartigkeit mit unseren Alpen wohl wetteifern können.

Das Einführen eines Torpedos in das Lancirrohr.

(Mit Bild auf Seite 285.)

Fast alle größeren Kriegsschiffe führen gegenwärtig Torpedos an Bord. Das Abschießen eines solchen gefährlichen Zerstörungsmittels aus den Lancirrohren geschieht meist mittelst komprimierter Luft, die wie bei einer Windbüchse in das Rohr gelassen wird und den Torpedo hinausgeschleudert. Sobald er das Rohr verläßt, wird durch einen Hafen gleichzeitig ein Ventil an dem Torpedo aufgerissen und seine eigene, durch komprimierte Luft betriebene Maschine in Thätigkeit gesetzt. Unser Bild auf S. 285 versetzt uns in den Torpedoraum des deutschen Panzerschiffes „Württemberg“, das drei Lancirrohre (zwei seitliche und eines im Heck oder Schiffshintertheil) besitzt. Die Rohre sind an der Schiffswandung durch Kugelanfluß befestigt und nach allen Seiten drehbar. Die Mannschaften sind gerade damit beschäftigt, unter dem Kommando eines Offiziers einen sogenannten Fischtorpedo in das Lancirrohr auf der Backbordseite zu bringen.

Das Geheimniß des Prinzen.

Erzählung von Ernst Otto Sopp.

1.

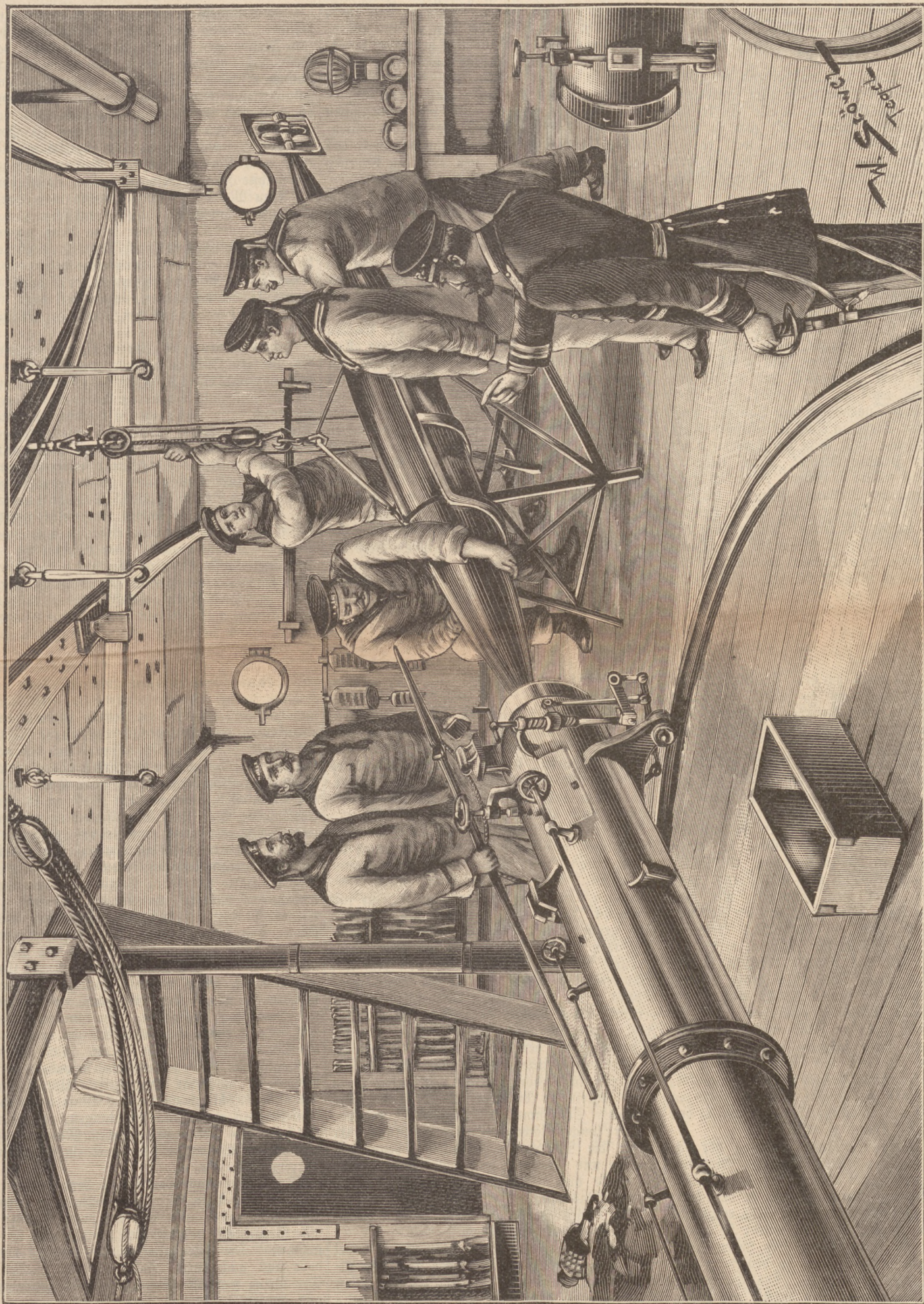
(Nachdr. verboten.)

Im Beginn der achtziger Jahre erschien in London als Attaché der italienischen Botschaft der junge Fürst Cerini, das Muster eines italienischen Nobile. Wohlgewachsen, groß und schlank, schwarzlockig und von etwas bleicher Gesichtsfarbe, besaß er ein Paar dunkle Augen, die etwas Wildes, ja Dämonisches an sich trugen, sobald er in Aufregung gerieth. Es dauerte nicht lange, und er war der „Löwe“ der Saison. Im Fluge machte er Eroberungen; war er doch bei Hofe vorgestellt worden und hatte sogar die Ehre gehabt, von einer königlichen Prinzessin als Partner zur Quadrille befohlen zu werden.

Prinz Cerini war ein vollendeter Reiter, ein eleganter Tänzer; und bald war er in die Geheimnisse des Sportlebens so gut eingeweiht, wie ein echter Sohn Albions. Die jungen



Partie aus der Schlucht des Frazerflusses in Britisch-Kolumbia. (S. 283)



Das Einführen eines Torpedos in das Lancirrohr. (S. 283)

Lords, die eben flügge geworden waren und sich in der Gesellschaft vordrängten, beneideten ihn um seine vielfachen Fertigkeiten, um sein Glück bei den Damen, um seine tadellosen Manieren.

Ja, der Prinz war anscheinend der Glückseligste und Beneidenswertheste aller Sterblichen; leider aber schwebte eine dunkle Wolke über seinem erlauchten Haupte. Er war in finanzielle Schwierigkeiten gerathen, weil er fortwährend über seine Verhältnisse hinaus lebte; besonders aber, weil er ein leidenschaftlicher Spieler war.

Von Hause war für ihn wenig mehr zu erwarten; die Eltern waren lange todt, und sein älterer Bruder, Prinz Luigi, hatte ihn trocken und geschäftsmäßig in einem Schreiben mitgetheilt, er habe keine Lust, sich um des leichtlebigen Attachés willen zu ruiniren.

Prinz Giovanni, soeben nach Hause gekommen, stand im Ballanzuge in seinem Wohnzimmer unter der Gastrone, als er den Brief las. Es war vier Uhr Morgens, und er sah in dem Augenblick recht jämmerlich und verlegt aus.

Unwillig warf er den Brief fort. Sein Bruder, dieser Tugendbold und Philister, wagte es, ihm eine Stelle in einer italienischen Kleinstadt anzubieten, ihm, dem umschwärmten und allbeliebten Prinzen Cerini! Nein, lieber...

Ja, was wollte er lieber? Natürlich Reichtum, glänzende Stellung, Genuß! Er hatte nur noch eine Chance: eine reiche Heirath! Nur diese konnte ihn retten. Und warum denn auch nicht? Er ließ in Gedanken alle Damen Revue passiren, die er kannte. Und dann blieben seine Gedanken plötzlich bei einer Millionärstochter haften. Annie Mac Laurie — so hieß sie — gehörte nicht zum ersten Adel; aber sie war unermesslich reich. Sie konnte ihn retten. Mit ihrem Namen auf den Lippen entschlummerte er endlich.

Das Glück stand ihm bei. Vorsichtig tastend war der Italiener um die Erbin geschlichen, bis er sich ihr, ohne Aufsehen zu machen, vorstellen konnte; und vorstellen und siegen war für ihn Eins.

Frau Mac Laurie, die Mutter des Goldfisches, auf den Prinz Giovanni spekulirte, war seit zwei Jahren verwittwet. Sie war die Tochter eines Gastwirths und entstammte der Gefe des Volkes. Als sie ihren Gemahl heirathete, war derselbe Werksführer in einem Minengeschäft in Wales gewesen. Vorsichtig, schlau, immer grübelnd und spintisirend, dabei rücksichtslos, hart und verwegen, wie viele Schotten es sind, hatte er es mit der Zeit weit gebracht. Er hatte ein verfrachtetes Bergwerk erstanden, das voll Wasser gelaufen war; aber er wußte, daß das Wasser beseitigt werden konnte, und zwar ohne allzu große Kosten. Nach mehrjähriger saurer Arbeit war er mit einem Schlage Millionär geworden und hatte sich dann von Jahr zu Jahr immer mehr bereichert. Er starb indessen vorzeitig. Frau Mac Laurie saß jetzt mit ihren Schätzen da, mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wußte, und mit einer einsilbigen und gleichgiltigen Tochter, die still, theilnahmlos, langweilig den echt englischen Typus vorstellte.

Unter solchen Umständen erschien der italienische Prinz zur rechten Stunde. Giovanni hatte sich gestellt, als ob er ein Wahrheitsfanatiker sei. Liebe? Nein, so hatte er versichert, eine schwärmerische, romanhafte Liebe empfände er nicht für Annie; aber er würde sie achten und ehren als seine Gattin sein Leben lang; und eine gewisse Zuneigung, so deutete er an, würde sich bald entwickeln. Die Prinzessin, seine Gemahlin, sollte und mußte vor Allem repräsentiren können.

Dies war der wundte Punkt bei den Mac Lauries, der Köder, auf den sie anbissen. Cerini

hatte die schwache Stelle getroffen. Frau Mac Laurie war felsenfest davon überzeugt, daß Annie zwar nicht schön sei, aber daß sie mit Würde über einen großen Haushalt herrschen könne. War sie denn nicht tadellos ausgebildet, wobei kein Geld gespart worden war, konnte sie nicht Aquarelle malen und ganz glatt einen Chopin'schen Walzer spielen und die künstlichsten Puddings bereiten und sogar leidlich reiten, und besaß sie darum nicht unzweifelhaft das Talent, sich in der großen Welt zu bewegen und eine vornehme Wirthschaft zu leiten?

„Du wirst auch bei Hofe erscheinen,“ sagte die Mutter nachdenklich zu ihrer Tochter. „Ich nicht, nein; ich bin zu alt und zu grämlich; aber Du und Dein Mann. Prinzessin Cerini, wie das klingt! Und ihr werdet der Königin vorgestellt werden — ach ja, ich vergaß, der Prinz hat ja schon mit einer königlichen Prinzessin getanzt!“

Dies entschied; in den Augen der loyalen Engländerin ist die Vorstellung bei Ihrer allernächsten Majestät das Höchsterreichbare auf Erden. Mutter und Tochter gaben ihr Jawort und waren dann nach Paris gefahren, um die Aussteuer zu besorgen.

Prinz Giovanni hatte jetzt noch einige Wochen Freiheit, er athmete erleichtert auf; denn die Mutter war einfach schrecklich, und die Tochter, seine zukünftige Frau, wenig sympathisch. Aber eine Million Pfund Sterling, so war ihm zugesagt worden, erhielt er am Hochzeitmorgen; und nun hatte er keine Schwierigkeit, auch sofort allen seinen kleinen und großen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Da er England nicht verlassen durfte, so mietete er sich eine hübsche kleine Villa in einer der entlegensten Vorstädte des unermesslich weiten Gebietes der Hauptstadt. Unweit von dem zierlichen Häuschen wand sich ein schmales, tiefes Flüsschen vorbei; hinter dem Hause lag ein geräumiger Garten mit sehr alten Bäumen und grünen Rasenplätzen.

Aus Langeweile begann sich Prinz Cerini bald um die Nachbarschaft zu bekümmern. Und da entdeckte er in dem anstoßenden, etwas verwilderten Garten, der zu dem Wohnhause des Professors Moore gehörte, dessen Tochter Ethel, mit der er sich, ähnlich wie mit Annie Mac Laurie, bald bekannt zu machen verstand.

Ethel, deren Vater sich mit seinen Büchern beschäftigte, und deren Mutter schon lange im Grabe ruhte, war allein und einsam herangewachsen. Von der Welt und ihren Verlockungen kannte sie wenig; aber sie war fast neunzehn Jahre alt geworden und empfand eine große, starke Sehnsucht nach einem mitfühlenden Herzen. Nun war der Prinz ihrer Träume da, der Märchenprinz, von dem jede Mädchenseele einmal träumt im Lenz ihres Lebens. Sie erlag seinen Liebeschwüren, sie versank in den Rausch der ersten heißen Liebe. Zäh, urplötzlich und gewaltig hatte sie die Leidenschaft für den schönen Mann überwältigt.

Für den Prinzen war Annie Mac Laurie's Bild gänzlich verblaßt; er las ihre Briefe kaum noch. Allein er brauchte das Geld der Mac Lauries. Schlummerlos, Projekte schmiedend, lag er lange Nächte auf seinem Pfühl. Er mußte die Mac Laurie heirathen, denn sein Sinnen und Trachten hing am Golde. Aber er wollte auch Ethel Moore besitzen. Was thun? Was thun?

Ein entseßlicher Plan keimte in ihm empor und gewann bald feste Gestalt.

Unter Küssen und Rosen entwand er Ethel eines Tages ihr Armband, einen einfachen silbernen Filigranschmuck, an dem ein Medaillon hing, welches das Bild der Mutter Ethel's enthielt.

Es war der erste Schritt zur Ausführung seines Planes.

2.

Die Auswahl des Brautpaares war endlich beendet. Mutter und Tochter Mac Laurie, die zur Freude der Pariser Magazinbesitzer das Geld nicht gespart hatten, waren wieder in London erschienen. Der Prinz, aufmerksam und galant, wie immer, hatte sie schon in Dover abgeholt und in die Stadt begleitet. Es war gegen Ende des Augustmonats. Am 10. September sollte die Hochzeit und zugleich die Abreise nach Nordamerika, wo das junge Paar die nächste Zeit verbringen wollte, stattfinden.

Frau Mac Laurie war leidend nach Paris gegangen, unpäßlicher und fränklicher als je kehrte sie zurück. Es war keine Rede davon, daß sie ihre Tochter nach Amerika begleiten könne. Eine entfernte Verwandte des verstorbenen Herrn Mac Laurie wurde in Schottland ermittelt; bei reichlichem Gehalt ließ diese sich leicht dazu bewegen, in den Dienst der Millionärin zu treten.

Zur Begleitung des jungen Paares war nur des Prinzen Leibdiener Carlo, der Vielgetreue, bestimmt und eine „französische“ Kammerfrau, die ihr Französisch genau wie Annie Mac Laurie aussprach, also wohl aus Ost-London stammte. Diese Kammerfrau stellte sich merkwürdiger Weise überhaupt nicht ein und war gar nicht mehr zu ermitteln — der Prinz hatte sie nämlich mit einer anständigen Abfindungsumme heimlich nach Bristol geschickt. Das ahnte natürlich Niemand. Im letzten Augenblick wurde daher noch eine Dienerin engagirt und nach Liverpool vorausgeschickt; aber merkwürdig — auch diese gelangte nicht dorthin. So blieb denn Carlo als einziger Diener übrig. Dribben könne ja schnell Rath geschafft werden, meinte Cerini, und während der kurzen Fahrt würden sie sich schon behelfen. Dabei beruhigten sich Mutter und Tochter.

Der Prinz verbrachte die Abende selten bei seiner Braut; doch dies fiel nicht auf, denn die Frauen hatten bei der Kürze der Frist noch manche Vorbereitungen zu treffen, zu berathen, einzukaufen, einpacken zu lassen. Beinahe Abend um Abend fuhr Cerini zu seiner Ethel hinaus, mit der er, ähnlich wie mit Annie Mac Laurie, Alles sorgfältig verabredete; denn Ethel hatte sich entschlossen, ihm als sein Weib zu folgen. Ethel sollte ihn, nach Thunlichkeit verummumt und verschleiert, auf einer etwas entlegenen Station erwarten; für ein Londoner Fuhrwerk, das sie dorthin bringen könnte, wollte Carlo sorgen. Hatte der Prinz Annie allerhand Unwahrheiten erzählt, um sie in Sicherheit zu wiegen, so sparte er auch Ethel gegenüber Ausflüchte und Lügen nicht. Und Ethel glaubte ihm so gern! Sie wußte es, daß der Vater mit seinen strengen Anschauungen in die Ehe mit dem Fremden niemals willigen würde; so hatte sie sich an den Gedanken, entführt zu werden, allmählig gewöhnt. Wie romantisch das war — von einem wirklichen Prinzen entführt!

Der Hochzeitstag kam heran. Von einem Festmahl war abgesehen worden, besonders auch deswegen, da Frau Mac Laurie's Unwohlsein sich noch verschlimmert hatte. Annie hatte ihr Reisekleid angelegt und nahm langen, zärtlichen Abschied von der armen reichen Mutter, und das prinzliche Paar rollte in einem eleganten Bierzuge davon.

Die Fahrt ging vorerst nach dem Sommerquartier des Prinzen; dort wollte man einen Augenblick rasten und noch ein paar nothwendige Gepäckstücke des früheren Junggesellen mitnehmen. Die Eisenbahnstation konnte ja von dort aus nach kurzer Fahrt erreicht werden. Der Prinz war offenbar sehr nervös, unruhig und aufgeregt; er gab hier und da sogar unrichtige, verworrene Antworten, sprach aber fortwährend, vielleicht um seiner inneren Beklemmung Herr zu werden. Nachdem er mit

seiner jungen Gemahlin eine Tasse Kaffee eingenommen, sah er, wie von ungefahr, nach der Uhr und bemerkte: „Wir haben noch mehr denn zwei Stunden Zeit zum Zuge. Ich habe ein hübsches Boot hier liegen, und das Flüsschen ist so einladend — wollen wir noch eine kleine Kahnparthie machen? Die Gegend ist so reizend, es ist so still und heimisch hier!“

Annie hatte keine sonderliche Lust; sie fand im Allgemeinen, da sie etwas ängstlich war, keine besondere Freude an Wasserparthien. Sie antwortete ausweichend; aber ihr Giovanni ließ nicht nach. Was konnte die eben Angetraute ihm abschlagen? Endlich ertheilte sie ihre Zustimmung.

„Mein Diener Carlo wird rudern,“ beruhigte er sie. „Er ist ein fast so guter Sportsman, wie ich selber, er hat einen sicheren Takt und Schlag.“ „Aber wird es nicht bald dunkel?“ fragte die neugebackene Prinzessin.

„So lange dauert die Fahrt nicht; wir sind wieder hier, bevor die Dämmerung eintritt.“

Sie stiegen in den Kahn, und unter Carlo's kundiger Leitung schoß das Fahrzeug schnell dahin.

Der Prinz und die Prinzessin erreichten in später Nachtstunde Liverpool und bestiegen am Morgen des nächsten Tages den Cunarddampfer „Struria“, der sie bequem und glücklich in der üblichen Zeit nach New-York brachte. Die Prinzessin war tief verschleiert auf das Schiff gekommen und blieb während der ganzen Reise, da sie seckrank war, in ihrer Kabine.

Bei der Ankunft in New-York fand das junge Ehepaar eine Depesche vor, des Inhalts, daß Frau Mac Laurie drei Tage nach ihrer Abreise an einem Herzschlag gestorben sei. Der Prinz war der einzige Erbe.

3.

An demselben Abend, an dem der prinzhliche Nachbar des Professors Moore mit seiner Gemahlin die Reise nach Amerika antrat, war Ethel Moore verschwunden.

Es wurden alle Möglichkeiten erwogen — wo konnte die Vermisste sich hingewandt haben? Die Magd rannte zu den nächsten Häusern, die hinter dem Garten lagen, und hielt Umfrage. Niemand wollte Ethel Moore gesehen haben. In der früheren Behausung des Prinzen war Alles stumm und still, die Leute, hieß es, die in dem Hause gewohnt hätten, seien abgereist.

„Welch' schreckliches Ereigniß!“ sagte der alte Professor kummervoll. „Sollte sie verunglückt sein? Im Flusse? Nein, so schwer kann mich der Himmel nicht prüfen.“

Ethel's Habseligkeiten waren alle da, nichts fehlte, und die Polizei, deren Hilfe man in Anspruch nahm, vermochte nichts zu ermitteln. Umsonst irrte der alte Professor durch den Garten und die Straßen entlang und suchte — suchte. Es half nichts. Keine Seele wußte etwas von Ethel Moore.

Wochen vergingen; der kalte Wind segte durch die Vorstadt, und die Bäume standen nackt und leer, der Klage des Herbstes scholl um das einsame Haus, und dann kam der Winter mit Eis und Schnee. Ethel blieb verschollen.

Da, es war ein paar Tage vor Weihnachten, stürzte Nancy, die Magd, athemlos, ohne anzuklopfen, in das Zimmer.

„Sie haben sie!“ rief sie, „sie bringen sie!“ „Wer?“ rief Moore erschrocken. „Wen bringt man?“

Nancy zeigte auf die Gruppe von Leuten, die auf einer Tragbahre etwas schleppten. Man hatte im Flusse die Leiche eines jungen Mädchens gefunden und natürlich sofort an die verschwundene Tochter des Professors gedacht. Der

Leichenbeschauer ward herbeigeholt, und Professor Moore ersucht, die Todte zu rekonoszieren.

Professor Moore trat vor die menschlichen Ueberreste, die schonend in Wachstuch eingeschlagen vor ihm lagen, die Reste, die sein einziges geliebtes Kind sein sollten, und sah sie an und sann nach und sagte endlich: „Es ist nicht meine Tochter.“

„Nicht?“ sagte der Leichenbeschauer, ein Mann mit einem groben, rothen Gesicht, und murmelte vor sich hin: „Auch einer von den Neummalkugen; aber der weiß nicht, wie die Fische und die Aale sie bearbeitet haben.“ Und dann setzte er lauter hinzu: „Wie lange ist Ihre Tochter fort?“

„Seit dem 10. September.“

Der Leichenbeschauer nickte. „Das kann schon stimmen,“ sagte er. „Warum meinen Sie, daß es nicht Ihre Tochter ist?“

„Meine Tochter war größer und stärker.“

„Ja, Herr Professor, aber wenn man so lange im Wasser liegt, ist man ganz verändert. Und hier ist ein klarer Beweis — kennen Sie dieses Armband?“

Der Professor taumelte zurück. „Ja,“ sagte er erschrocken, „das ist Ethel's Armband.“

„Was ist in dem Medaillon?“ fragte der Leichenbeschauer.

„Das Bildniß meiner Frau.“

„Wollen Sie es öffnen?“

Moore öffnete es mit einiger Mühe und fuhr wieder zurück: „Es ist das Bild.“

„Also Sie erkennen jetzt in der Todten Ihre Tochter Ethel?“

„Nein,“ sagte der alte Mann, „das kann ich nicht; aber es ist ihr Armband und ihr mir wohlbekanntes Medaillon.“

Auf Grund dieses scheinbar unwiderleglichen Zeugnisses — wie sollte eine fremde Leiche zu dem Schmuckstück kommen? — und auf Grund der Aussage der bei dem Professor bediensteten Frau lautete der Wahrspruch dahin, daß die Leiche Ethel Moore's gefunden worden sei. Todesursache: Unbekannt, wahrscheinlich verunglückt.

Moore hatte seine Tochter begraben; aber er glaubte immer noch nicht, daß es Ethel sei, die dort den Schlaf schlief, von dem man nicht mehr erwacht.

Abermals waren drei Jahre vergangen. Dem alten Moore war plötzlich eine nicht unbedeutende Erbschaft zugefallen von einem kinderlosen älteren Bruder, und er hatte beschlossen, nach Brighton an die See zu ziehen.

Ehe der Umzug stattfand, ging er eines Tages in das Zimmer seiner Tochter hinauf. Da lag noch Alles, wie vor drei Jahren, unberührt und staubbedeckt, so hatte der Vater es angeordnet.

Er setzte sich auf den Stuhl, der vor Ethel's Tische stand, und einen Augenblick überkam ihn die Erinnerung an die alte Zeit mächtig und unaufhaltsam, an die Tage, wo sie so glücklich und friedlich zusammen gelebt hatten. Ihr fröhliches Lachen war nun schon lange für ihn verstummt! Eine große Thräne rann langsam in seinen weißen Bart. Wie mechanisch öffnete er die Schublade, in der ihre Briefe lagen, durch Seidenbänder verschnürt, in musterhafter Ordnung; mechanisch hob er das oberste Päckchen Briefe auf.

In diesem Augenblick flatterte ein kleiner Fächer Papier hervor, der zwischen dem Päckchen und der Holzwand der Schublade gelegen haben mußte und nun durch die Bewegung befreit worden war. Auf dem Stückchen Papier befanden sich ein paar geschriebene Worte. Der alte Herr streckte die Hand aus und nahm den Fächer an sich; augenscheinlich war er von einem Briefe abgerissen. „Dein für immer — Giovanni!“ las er sich laut vor. Es war nicht Ethel's Hand.

Giovanni? Wer war das?

Er sann nach, aber er konnte nichts in seiner Erinnerung finden. Er barg das winzige Dokument sorgfältig in seinem Geldtäschchen und zog Erkundigungen ein. Nach langem Suchen und Fragen erfuhr er, vor drei Jahren habe ein italienischer Prinz Giovanni Cerini in dem Sommerhause gewohnt, der an Moore's Garten stieß. Auf der italienischen Botschaft theilte man ihm mit, daß Prinz Cerini in Washington lebe.

Etwas niedergeschlagen kehrte Moore in sein Gasthaus zurück. Als er dort einen Imbiß zu sich nahm, lag ein Haufen Zeitungen auf dem Tisch. Er ergriff eine derselben, um sich einen Augenblick zu zerstreuen. Da las er unter der Rubrik: „Angekommen in Paris“: Der Prinz Cerini aus Washington mit Gemahlin und Dienerschaft im Hotel de Rome.

Sofort war sein Entschluß gefaßt; er dampfte mit dem nächsten Zuge ab, der Anschluß hatte. Es war neun Uhr Morgens, als er in Paris anlangte. Ein Fiaker brachte ihn schnell zum Hotel de Rome. Moore klingelte und frag, einer inneren Eingebung folgend, nach der Prinzessin Cerini. Eine Kammerfrau erschien und musterte den alten Mann, dessen weißes Haar und kummervolles, faltiges Antlitz sie wohl rührte, denn sie sagte, sie wolle es der Prinzessin melden, daß Jemand sie zu sprechen wünsche.

Minuten vergingen, die dem Harrenden so lang erschienen wie Stunden. Endlich öffnete sich die Thür — an der Schwelle stand die Prinzessin.

„Ethel! Ethel!“ rief der alte Mann in tiefster Bewegung, „meine Tochter!“

Ethel war einen Schritt zurückgewichen; dann eilte sie auf den alten Mann zu und zog ihn in ihr Zimmer. Dort sank sie vor ihm nieder. Ein konvulsivisches Zittern und Beben durchfuhr ihre hohe Gestalt.

„Mein Vater! Mein lieber Vater!“

Es dauerte lange, bis Vater und Tochter sich so weit beruhigt hatten, daß sie sich Alles mitzutheilen vermochten.

„Und bist Du glücklich, meine Tochter?“

Er bereute das Wort, noch ehe er es beendete. Ethel war alt geworden und sah kummervoll aus; böse Züge hatten sich um ihren Mund gelegt, und ihre Augen lagen tief.

„Ethel — es ist ja Alles vergeben und vergessen!“

Nun berichtete die Todtgeglaubte von ihrer Liebe und ihrer Entführung, von ihrer stillen Trauung in New-York, von ihrem Söhnchen, von dessen Hinscheiden. „Aber der Prinz, mein Gemahl, ist immer unstäter geworden, ruhelos und nervös gereizt, er trinkt und spielt, Vater, er spielt die ganzen Nächte und weiß kaum noch, daß ich da bin. Ich habe Dir so oft geschrieben, Vater, doch ich erhielt nie eine Antwort. Ich dachte, Du zürntest Deinem Kinde.“

„Ich habe nie eine Zeile erhalten,“ murmelte der Alte.

„Vater,“ rief jetzt Ethel, „nimm mich mit Dir! Ich bin des Reichthums überdrüssig — er hat seine Liebe zu mir lange begraben — es quält ihn etwas, es liegt etwas auf seiner Seele, etwas Schreckliches, das er vor mir zu verbergen trachtet. Es fehlt uns nicht an Geld, wir sind reich, reich — und doch so elend, Vater! Nimm mich mit Dir!“

Die Thür, die in das hintere Gemach führte, öffnete sich. Der Prinz trat ein.

„Giovanni,“ sagte Ethel, „mein Vater.“

Es war, als ob den Prinzen eine Schlange gebissen habe, so schnell fuhr er zurück, geisterbleich stammelnd: „Einen Augenblick — entschuldige mich — ich komme bald wieder!“

Mit diesen Worten war er verschwunden.

„Was mag ihm nur sein, Vater?“
 „Das Gewissen, mein Kind. Doch davon ein anderes Mal. Laß uns gehen — nimm mit, was Du für gut findest — aber komm', komm' gleich.“

„Vater! Und der Prinz —“
 „Der wird Dich nicht halten. Ich weiß es.“
 Nach einer halben Stunde hatten Vater und Tochter das Hotel verlassen und befanden sich auf dem Wege nach England.

Der Prinz war wie ein Wahnsinniger aus dem Hotel gestürzt. Bei dem Anblick des alten Moore war wieder Alles vor die Seele des Unseligen getreten, was schon jahrelang mit

Centnerlast ihn bedrückt: die Villa am Fluß — seine Frau Annie, geborene Mac Laurie — die Fahrt auf dem stillen Gewässer —

Fort! Nur fort! Als ob ihn Dämonen verfolgten, eilte der Prinz davon. In eine Reisetasche hatte er mit fiebernder Hast eine größere Summe Geldes geschoben, ein Packet Werthpapiere und Bankscheine — er hatte durch eine Hinterthür das Hotel verlassen und sich in einen Fiaker geworfen. Wohin? Ja, wohin? Nur fort! Nach Holland wollte er, dort kannte ihn Niemand.

Und nun, wie er in dem Fiaker saß, hörte er wieder, was er seit drei Jahren so oft vernommen, die Stimme seines ersten Weibes,

Annie's Stimme, die ihn um Gnade und Barmherzigkeit anflehte, da er sie mit Carlo's Hilfe in die Fluth stieß! Ah! Keine Gnade und Barmherzigkeit! Hinunter in das Schlammgewässer! Noch ein letzter Schrei wahnsinniger Verzweiflung — und die arme Millionärstochter versank.

Ja, das sah er Alles vor sich, das hörte er und dann sah er auch die Polizei auftauchen. Der Konstabler legte die Hand auf ihn und sagte: „Prinz Cerini, ich verhafte Sie wegen Mordes, begangen an Ihrem Weibe!“

Nein, es war Alles nur ein Traum, ein Spiel seiner erhitzten Phantasie. Er saß im Fiaker und das Gefährt rasselte dem Bahnhofe

Humoristisches.



Geimgewinkt.

A. (prahlend zu seinem Nachbar am Viertisch): Ich habe in meinem Leben nur einen dummen Streich gemacht, mein Herr —

B. (einfachend): So? Gar keinen geschiedten?



Noch schlimmer.

Mann: Was ist das, da schickt mir Deine Putzmaacherin eine Rechnung über sechzig Mark!

Frau: Sechzig Mark, das stimmt nicht, das ist zu viel, gleich gehe ich zu ihr!

Mann: Um Gottes willen, bleib' hier, ich zahle lieber die sechzig Mark!

zu. Niemand verfolgte ihn, denn Niemand wußte von seiner Unthat. Aber die Stimme aus dem Fluß rief wieder klagend um Barmherzigkeit.

* * *

Zu Brighton, in der englischen Hafenstadt, sieht man oft eine hohe, stolze Erscheinung auf der Promenade. Miß Ethel Moore nennt sie sich. Ihr Haar ist weiß, ihre Augen sind trübe, und ein fester, harter Zug hat sich um ihren Mund gelegt. Sie ist eine Wohlthäterin der Armen und verbreitet Segen um sich. Lange Stunden sitzt sie oft am Strande und blickt auf das Spiel der Wellen und starrt in die Ferne, dorthin, wo sich Himmel und Meer vereinen. Sie pflegt den alten Mann, der bei ihr wohnt, mit aufopfernder Liebe.

Vater und Tochter gehören zu den gewohnten Erscheinungen des Badeortes. Zuerst verfolgte sie der Klatzsch; aber allmählig ist es still damit geworden.

Von dem Prinzen tauchte einmal eine Nachricht auf, daß er als Spieler in Kalifornien lebe und bei einer Schießaffäre tödtlich verwundet worden sei. Aber auch das ist nur ein Gerücht, er ist verschollen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 35:

Man muß nicht jeden Schmerz zum Doktor tragen.

Auflösung des Silben-Räthfels in Nr. 35: 1) Seide, 2) Gondel, 3) Onkel, 4) Lea, 5) Dorpat, 6) Weibrauch, 7) Atrac, 8) Sinai, 9) Goldregen, 10) Limmat, 11) Aneas, 12) Mangasak, 13) Bittergras, 14) Trompete — Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Schiebe-Räthsel.

A B R A H A M
 A U R E L I A N S
 P O S T E R E I N S P I E G E L
 W A L D A N E M O N E
 B L U M E N A R T
 W I N D H O S E
 H A U B E N M E I S E
 S E E G E F E C H T

Die einzelnen Wörter sollen so lange nach rechts oder links geschoben werden, bis eine festschriebene Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, eine Blume nennt. In dies der Fall, so nennt eine andere festschriebene Reihe ohne weitere Verschiebung ebenfalls eine Blume.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Anagramm.

Es war der Frauen Stolz und Zier,
 Den Flachs mit Fleiß zu spinnen,
 Und freudig borgen sie in mir
 Den reichen Schatz von Ninnen.

Und wenn im Haus die Kinderschaar
 Durch Schreien, Lärmen, Tanzen, Springen
 Für sie und Andre lästig war,
 Da half ich sie — versetzt — bezwingen.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
 (W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.